Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 50 (1946-1947)
Heft: 2

Artikel: Unter rauschenden Palmen : was ein Kolonistenkind erlebt
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662658

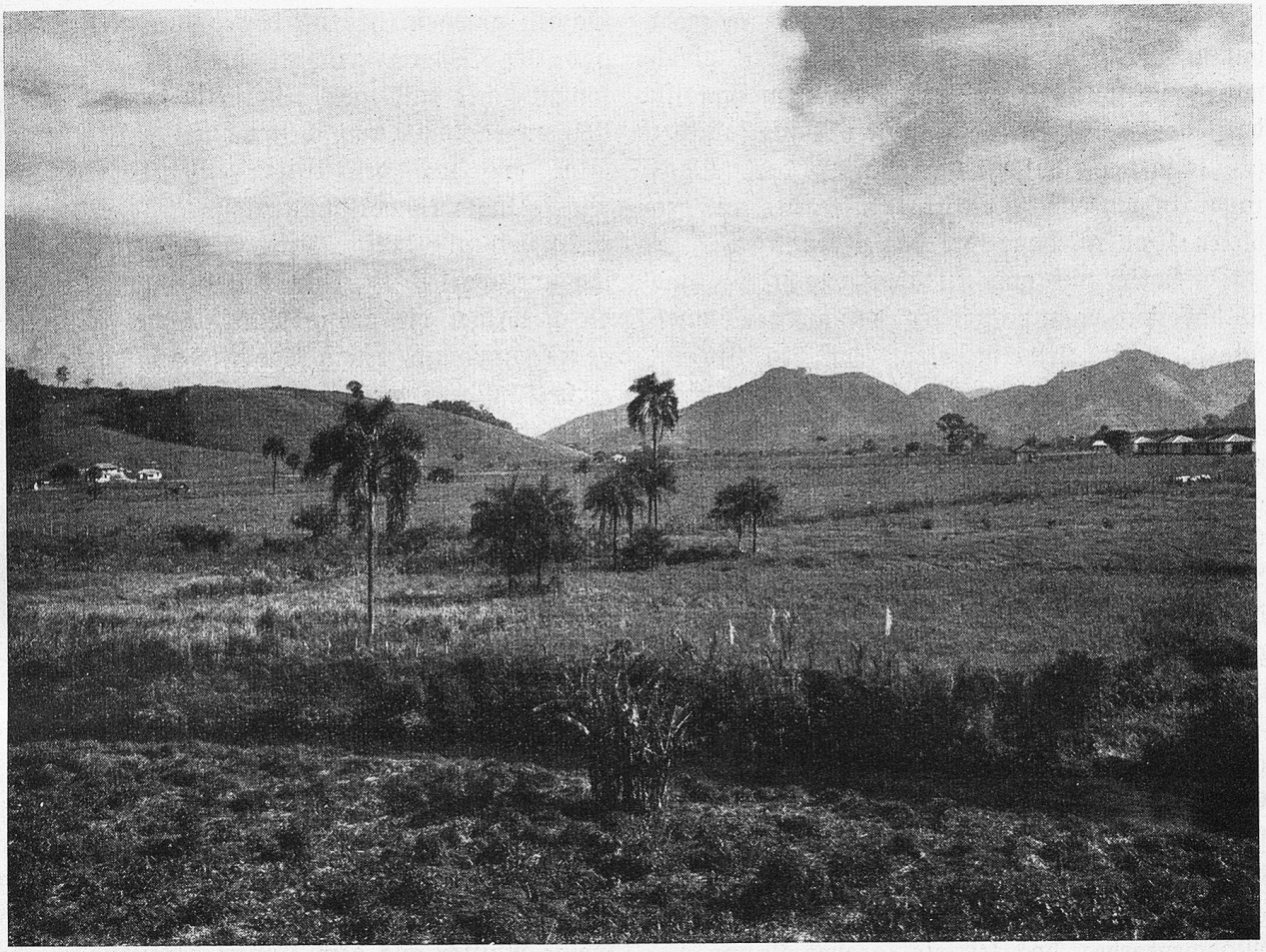
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Brasilianische Landschaft

Brief aus Brasilien

Unter rauschenden Palmen

Was ein Kolonistenkind erlebt

Ihr lieben Kinder in der Schweiz!

Gestern kam unser Nachbar, der Herr Pedro, auf seinem kleinen Schimmel vorbeigeritten und brachte uns einen Brief aus der Schweiz. Das war ein großes Kuvert mit einer Schnörkelschrift und vielen seltsamen Briefmarken darauf. Ihr hättet sehen sollen, was da geschah: Alle kamen sie gleich herbei, um den Brief und ganz besonders die bunten Marken zu bewundern — der Hansli, der Tommi, das Rickeli, das Gretli, der Rodrigo — und sogar die weißen Leghornhühner kamen gackernd angewackelt, um zu sehen, ob es etwas zu picken gäbe.

Da mußte ich natürlich jedem den Brief einmal unter die Nase halten und sogar in die Hand geben, damit er über das feine Luftpostpapier streichen und auch einmal die wertvollen Briefmarken mit den interessanten Stempeln befühlen konnte.

Besonders gut gefallen hat uns allen der starke Wilhelm Tell mit der Armbrust und den schönen Schweizer Sandalen. Den Joachim Forrer auf der rotbraunen Zweifrankenmarke hätten wir beinahe für den Napoleon gehalten; und über die blaue Briefmarke mit dem schäumenden Wasser haben wir uns fast gestritten. Der schwarze Ro-

berto — ein Negerjunge, der keine Eltern mehr hat und deshalb bei uns lebt — wollte gleich wissen, sie sollte die großen Fällen vom Iguassu darstellen; es sei ein riesig großer Wasserfall, der größte in der Welt, größer noch als der „Nigaraga" in Nordamerika; sein Onkel, der mit den vielen Kindern, habe ihm das gesagt.

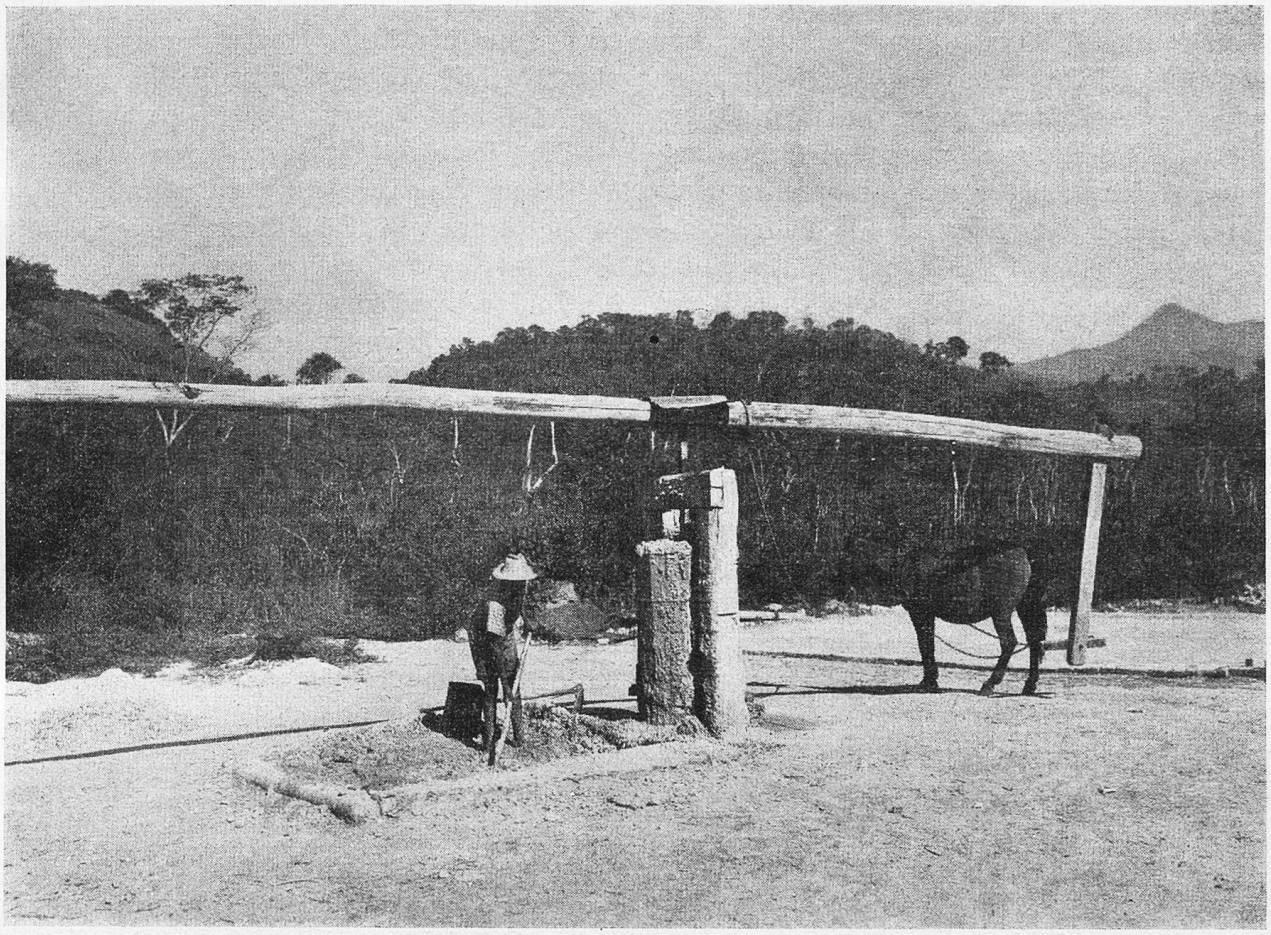
Da haben wir anderen aber gelacht! — Und ich habe ihm dann vorgelesen, daß auf der blauen Marke doch „Helvetia" steht, daß es also ein Schweizer Wasserfall sein müßte. Und der Herr Pedro Ribeiro, der schon einige Male in der Schweiz gewesen ist, hat es lachend bestätigt und gesagt, das sei der berühmte Rheinfall von Schaffhausen. Und dann haben wir auf der Marke im Hintergrund auch die Brücke gesehen, die über das Wasser führt; so eine Bogenbrücke gibt es in Brasilien ja gar nicht; da mußte es also wirklich schon ein Schweizer Wasserfall sein.

Das Rickeli hatte sich inzwischen den Brief gut angeschaut und wollte auf einmal gleich die Einfranken-Briefmarke mit dem Vierwaldstättersee haben; die sei so schön grün, und grün sei doch eine Mädchenfarbe. Da hat der Tommi gleich laut gelacht; es gäbe überhaupt keine Mädchenfarbe; das sei ein großer Unsinn. — Und als das Rickeli nun anfangen wollte, zu heulen, da haben wir es beruhigt und ihm gesagt, es könne die Marke ja haben; wir müßten den Brief nur erst der Mutter zeigen. — Und im Sturm sind wir alle dann hingelaufen zur Mutter ins Haus. „Mutter, Mutter! — Ein Brief aus der Schweiz! — Bitte, bitte, lies ihn uns vor! — Er ist vom Herrn Redaktor. Und lueg nur die wunderschönen Briefmarken an!"

„Das ist aber eine Freude!" sagte unsere Mutter, und legte schnell ein Tuch über den großen Backtrog, in dem sie gerade einen Brotteig knetete, und wusch sich eilig die Hände. — „Wer hat denn den Brief gebracht?" — „Der Senhor Pedro Ribeiro!" — „Aber wo ist er denn?" — „Er ist gleich weitergeritten! Wir haben ihm schnell frisches Wasser für sein Pferd gegeben, und dann ist er davongesprengt, weil es vielleicht bald regnet und weil er doch noch einen Weg von drei Stunden hat!" — „Das ist aber schade!" sagte meine Mutter da, „ich wollte ihm Pfefferminzpflanzen mitgeben, die wir aus dem Samen gezogen haben, den uns Onkel Oskar aus der Schweiz geschickt hat." — „Aber er kommt sicher bald wieder vorbei!" warf das Rickeli ungeduldig dazwischen, „bitte, liebe Mama, öffne uns doch den Brief!" Von der grünen Marke sagte es vorläufig nichts. „Ja, Mama," riefen wir alle, „bitte, öffne den Brief und lies ihn uns vor!" — „Das Rickeli will natürlich gleich wieder die grüne Marke haben!" verriet der Tommi nun, „wir können doch das schöne Kuvert nicht wegen der grünen Marke zerstören!"

„Nein, das geht nicht!" sagte meine Mutter. Dem Rickeli kamen die Tränen in die Augen. Doch meine Mutter fuhr fort: „Da müssen wir dem Rickeli schon das ganze Kuvert geben; aber nur, wenn es verspricht, es auch gut zu verwahren, sonst zerknabbern es die großen Papierfresser, die häßlichen, braunen ‚Baratas', in der Nacht." — „Ja, ja, ich verspreche es!" rief das Rickeli schnell, „ich tue es in mein Kästchen aus Zedernholz." — „Bitte, bitte, vorlesen!" riefen wir andern nun. Nur der schwarze Roberto sagte nichts; er lugte nur mit seinen großen, dunklen Augen neugierig auf das dünne Papier, das meine Mutter aus dem Kuvert herausnahm. Er versteht nur Portugiesisch, das hier alle Leute sprechen; doch wir erzählen ihm hinterher immer, was in unseren Briefen steht; das weiß er schon und wartet ruhig ab.

Mäuschenstill waren wir alle, denn meine Mutter begann zu lesen. Der Herr Redaktor habe schon so lange nichts von uns gehört. Er wundere sich, wie wir uns wohl durchschlagen im brasilianischen Wald. Gerne möchte er von uns hören und auch wissen, ob er uns vielleicht etwas helfen könne. Die Eltern hätten ja wohl wenig Zeit; doch der Franz sei ja nun schon 14 Jahre alt, Rickeli und Tommi, das Zwillingspaar, auch schon zehn. Ob denn nicht der Franz vielleicht einmal schreiben könne? — Die Kinder in der Schweiz hätten ihn schon so viel nach uns gefragt, und er möchte ihnen gerne antworten. Wie es jetzt bei uns aussehe, was wir schon alles erlebt hätten; ob es sehr viel Schlangen gäbe und anderes Gewürm; wie hoch die Palmen seien; ob auch blaue Papageien vorkommen und Tiger und wilde Indianer; welche Früchte man zu essen be-



Lehmgrube auf einer Fazenda

kommt; ob wir einen kleinen Affen für den Zolli in Zürich einfangen könnten und ob wirklich jeder Junge sein eigenes Pferd hat, mit dem er in die Urwaldschule reiten kann?

Erst war es noch ganz still bei uns, dann riefen alle auf einmal: „Der Franz muß schreiben, der Franz muß schreiben!" — „Jawohl, der Franz wird schreiben!" sagte meine Mutter, „und zwar bald, denn der Herr Redaktor wartet auf den Brief; bis er ankommt, vergeht ein ganzer Monat." — „Aber der Brief an uns hat doch nur eine Woche gebraucht!" warf der Tommi ein. „Eine Woche bis Villaboa, wo ihn der Senhor Pedro für uns bekommen hat; dann mußte der Senhor Pedro noch zwei Tage reiten bis zu uns; also hat es im ganzen neun Tage gedauert!" — „Ja!" antwortete meine Mutter, „aber diesmal haben wir auch Glück gehabt, weil der Brief mit dem neuen Großflugzeug, mit der „Constellation" gekommen ist. Ob wir immer so ein Glück haben werden?" — „Ich glaube ja!" meinte der Tommi. — „Jedenfalls müssen wir bald schreiben!" ließ sich der Hansli vernehmen, der erst sieben Jahre alt ist und kaum das ABC versteht. „Ja, aber was?" dachte der Rodrigo nach. — „Ja, das ist es!" riefen wir alle zur gleichen Zeit. — „Wenn uns die Schweizer Kinder Fragen stellen würden, dann wäre es schon leichter!" sagte der Tommi wieder. — „Macht euch nur keine Sorgen!" entschied endlich meine Mutter, „wenn der Franz anfängt, wird ihm schon das Richtige einfallen." Und sie deckte die Schüssel mit dem Brotteig wieder auf und begann von neuem mit ihrer Arbeit.

*

Nun sitze ich hier am Tisch unter der großen Palme und schreibe euch, liebe Schweizer Kinder. Die Palmenblätter rauschen leise, als wollten sie mir helfen. Und neben mir auf der großen Holzbank liegt unser guter Hund, der „Samba"; er hat den Schatten so gern wie wir auch; und

er freut sich, wenn er bei mir sein darf. — So! — Und jetzt will ich mich bemühen, euch einmal richtig zu erzählen, wie es bei uns ist.

Wir leben hier ganz einsam im tiefen Walde; unser nächster Nachbar ist der Herr Pedro, und er wohnt drei Stunden weit von uns entfernt. Er und seine Söhne haben meinem Vater geholfen, ein großes Stück Wald frei zu schlagen. In der entstandenen großen Lichtung haben wir dann unsere Häuschen gebaut und Weiden und Felder angelegt. Wenn wir Buben erst einmal größer und kräftiger sind, wir noch viel mehr Bäume schlagen und recht viel pflanzen, damit wir es in die Stadt bringen können, wenn wir Geld brauchen für Ackergeräte und Saatgut und Salz und Kleider und Bücher und für Briefe in die Schweiz. — Wald haben wir ja genug! Einen ganzen Tag braucht es, unsere Grenzen zu umreiten. Aber der wilde Wald ist nicht viel wert; es läßt sich nichts Besonderes mit ihm anfangen; denn Eisenbahnen gibt es in unserer Nähe nicht, und da können wir also auch kein Holz verkaufen. Worauf es vor allen Dingen ankommt, ist: wieviel Feld wir freischlagen und wieviel wir pflanzen.

Unser kleines Wohnhaus haben wir alle zusammen gebaut, aus Stämmen und Brettern und aus gestampfter roter Erde. Gedeckt haben wir es mit Palmenblättern, die mit Schlingpflanzen festgeknüpft sind. Es ist eigentlich kein „Wohn"-Haus; denn wir sind meist den ganzen Tag im Freien und in der schönen, warmen brasilianischen Sonne. Es dient uns fast nur zum Schlafen. Vier Fensteröffnungen hat es — keine Glasfenster — und eine feste Brettertür. — Das Häuschen mit der Küche und dem Vorratsraum steht etwas entfernt, direkt an einer guten Felsquelle und ist nach einer Seite hin ganz offen. Wir kochen nämlich auf Holzfeuer, und da zieht der Rauch viel leichter ab, wenn der Raum offen ist. Wenn es sehr regnet, dann bleiben wir am Tage alle in dieser Küche.

Im Hofe haben wir einen großen Schuppen für Weizen, Maiskolben, Sonnenblumensamen, für Zwiebeln, Kartoffeln und für alle Arten Früchte. — Dann ist da noch ein großer Hühnerstall und ein Schuppen für unsere Wagen und Ackergeräte.

Unsere Tiere laufen im Sommer wie im Winter frei auf der Weide herum. Wenn es regnet oder sehr heiß ist, dann stellen sie sich unter ein großes Strohdach, das wir ihnen gebaut haben. — Die Pferde und Maultiere suchen sich auf der Weide am Hang ihr Futter, und ebenso machen es die Ziegen, die Schäfli und unsere beiden Kühe. — Um die Hühner und Gänse und um die Tauben brauchen wir uns auch nur wenig zu kümmern. Sie holen sich schon irgendwo ihr Futter, und für die Nacht finden sie immer wieder den richtigen Platz. — Dann haben wir noch ein dickes, grunsendes Schwein. Das wälzt sich immer in der schwarzen Erde am Bache, so ein richtiges Schwein. — Unseren Hund, den treuen „Samba", kennt ihr ja schon; er ist immer sehr gut und ruhig und bellt gar nicht viel. Aber der „Viktor", das ist so ein richtiger Waldhund, halbwild und immer brummig; er hört alles und fängt alles. Wenn jemand auf unser Haus zu kommt und wenn er auch noch eine Viertelstunde weit entfernt ist, dann hat ihn der Viktor schon lange gehört und gerochen und ist ihm bellend entgegengelaufen. Wenn wir ihn nicht abrufen, läßt er niemanden durch, höchstens den guten Herrn Pedro. Dabei frißt er gar nicht viel, der Viktor; wir glauben, er ernährt sich im Walde; vielleicht von Mäusen.

Nicht weit von unseren Häuschen ist ein niedriger Hügel. Dort haben wir einen großen Garten angelegt. Da wächst Grünkohl für die Hühner, wachsen Mohrrüebli für uns Kinder, Zwiebeln, Gurken, Tomaten, grüne Bohnen, Erbsen, Spinat; und das Rickeli und das Gretli haben dort ein schönes, großes Beet für Küchenkräuter angelegt, besonders für Petersilie. Der Hansli hat sich große Kürbisse gepflanzt, und ganz hinten hat meine Mutter einen besonders eingezaunten Teil für Heilpflanzen.

Der Rodrigo und der Roberto haben keine große Lust, im Gemüsegarten zu arbeiten. Sie pflanzen lieber Bäume. Einen schönen Obsthain haben sie schon geschaffen. Vor allem stehn da Bananenstauden mit den riesigen Blättern und den schweren Fruchtbündeln, den „Cachos". — Dann haben sie Orangen- und Tangerinenbäume und daneben drei Zitronenbäumchen gepflanzt. — Mit Olivenbäumen hatten sie kein Glück: die sind

Brasilianischer Urwald

ihnen wieder eingegangen. Dafür haben sich aber die Feigensträucher sehr gut entwickelt; ebenso die Maulbeerbäume mit den saftigen schwarzen Beeren. Und denkt euch: Selbst Kaffeesträucher haben sie gezogen! — Wenn die Erntezeit kommt, dann gehen wir Kinder alle zusammen hin und pflücken die schönen Kaffeebeeren ab. Das ist lustig! — Das müßtet ihr einmal erleben!

Von zwei ganz besonderen Bäumen muß ich euch noch erzählen. Sie sind nicht leicht zu beschreiben. — Der eine heißt „Mamao"-Baum; er hat wunderbare saftige Früchte, so groß wie eine Melone; selbst die kleinen Kinder können sie gut vertragen. Zwanzig und mehr von diesen Früchten hängen an dem seltsamen Baume. Doch sie werden nicht alle zur gleichen Zeit reif, sondern so, wie wir sie brauchen, schön langsam nach und nach. Eine Frucht reicht für uns alle zum Abendessen.

Der andere Baum, der trägt die sogenannten „Jaboticaba". Die müßt Ihr einmal probieren! — Mama sagt, sie sehen aus, wie bei Euch die Kirschen. Sie sind nur viel größer! — Im Anfang hat sich Mama immer sehr über diese eigenartigen Kirschen gewundert: es sind saftige, dunkelrote Früchte, aber sie wachsen nicht an den Enden der Zweige, wie bei Euch die Kirschen, sondern, denkt Euch, direkt am Stamme des Jaboticaba-Baumes. — Es ist kein Scherz! — Ihr könnt es mir wirklich glauben!

So! — Nun habt Ihr eine ungefähre Vorstellung von unserer „Fazenda" mitten im wilden brasilianischen Walde. — So leicht würdet Ihr den Weg zu uns nicht finden! Aber wir würden Euch schon abholen und ganz richtig führen! — Der Waldboden ist so fruchtbar, daß nach einem Jahre alle Wege schon wieder zugewachsen sind. Deshalb gehen wir mit einer Waldaxt und

einem großen Buschmesser, schneiden die Pflanzen und Zweige ab, die uns stören und hauen die schmalen Wege durch den Wald immer wieder frei.

Oh, wenn Ihr einmal mitkommen könntet! — Wenn man in den Wald hineingeht, dann wird es dunkler und dunkler und dunkler, bis man kaum noch etwas sehen kann; über allem liegt ein halbdunkler, grüner Schleier; die Sonne kommt selbst am Mittag kaum bis auf den Boden; nur die Spitzen der Bäume beleuchtet sie; so viel Blätter und Zweige und Blüten sind überall.

Die Bäume in unserem Walde werden nie kahl; immer haben sie grüne Blätter, und immer blüht ein Baum oder ein Strauch. Bienen und Hummeln berauschen sich an dem Duft und holen sich aus den Blüten ihren Honig; und Schmetterlinge fliegen umher, gelbe, rote, weiße, braune, blaue, schwarze und in jeder bunten Mischung. Vögel hören und sehen wir, soviel wir nur wollen: Papageien, Kanarienvögel, Kolibris und viele, viele andere, von denen wir die Namen gar nicht wissen.

Auch manche guten Früchte finden wir in unserem Walde, ja, selbst ein Gemüse gibt es dort. Der schwarze Roberto weiß die Stellen, an denen es wächst; er schlägt sich mit dem Waldmesser einen Weg zu einer bestimmten Palme frei, haut ihre Spitze ab und bringt sie uns. Es ist ein Stück vom jungen Palmenstamm, das noch ganz zart ist. Wir nennen es „Palmito". Meine Mutter schneidet es in feine Scheiben und kocht es dann. Das schmeckt gut! — Leider stirbt aber dann die arme Palme. Sie hat viele Jahre gebraucht, um so hoch zu werden, wie unsere Häuschen, und dann muß sie plötzlich sterben. Es tut uns immer leid; doch der Roberto sagt, daß im Walde noch sehr viel andere Palmen stehen; dann trösten wir uns wieder etwas.

Wenn die Sonne untergegangen ist, dann sehen wir oft zum Walde hin. In der Luft schwirren dann viele Tausende von Leuchtkäfern, „Vagalumes", wie man sie nennt; ihre Lichtchen zucken auf und verschwinden, zucken auf und verlöschen. Für einen Augenblick ist es so hell, daß man lesen könnte, und dann wird es wieder stockdunkel. Und aus dem Walde kommen Stimmen, die man am Tage gar nicht hört, von Nachtvögeln und von allen möglichen Tieren, auch von quakenden Kröten. Es ist schön, aber auch unheimlich.

Manchmal machen wir am Abend ein Feuer; besonders im Juni, wenn in Brasilien das große Fest vom Heiligen Antonius gefeiert wird. Alle Kinder sammeln Holz für dieses Feuer; und wenn es dann hell aufflackert, dann singen wir Lieder, die wir von der Mutter gelernt haben. — Und wenn das Feuer verloschen ist, dann gehen wir ins Bett, so müde, und schlafen fest, bis die frühe Sonne uns aufweckt und wir die Vögel ihr Morgenliedli singen hören.

Wißt Ihr, wir sind schon ganz an unseren Wald gewöhnt und haben gar keine so große Angst mehr vor ihm. Natürlich achten wir immer gut auf unseren Weg und auch auf unser Haus. Es bleibt immer einer zurück, wenn die andern zm Arbeiten auf das Feld gehen. Und unsere Hunde, die haben gute Ohren und scharfe Zähne; und in einer großen Bambushecke auf der Weide holen wir uns immer Stöcke, die wir vielleicht einmal brauchen.

Neulich mußte ich einmal alleine mit den Hunden zu Hause bleiben. Mein Vater war schon nach Sao Paulo gefahren, um Saatgut zu kaufen, und meine Mutter ging zum Unkrauthacken auf das Feld und nahm alle meine Geschwister mit. Ich sei schon alt genug, um aufzupassen, sagte sie zu mir. „Ja, du kannst in Ruhe gehen!" antwortete ich.

Es war ein sehr heißer Tag. Die Pferde standen unter dem Strohdach auf der Weide, und unsere Hunde lagen schlafend im Schatten. Ich kletterte auf den Eukalyptusbaum am Bache und richtete mir einen schönen Sitz ein, von dem ich Hof und Feld gut überblicken konnte. An einem Zweige brachte ich unsere Glocke an; die kann man so laut läuten, daß man sie auf allen Feldern hört, ja sogar tief im Walde drin. — Ganz allein zu Hause! — Es war so still, daß ich meinen eigenen Atem hören konnte.

Wie ich da nun sitze und gerade die Geschichte von den Äffchen in meinem Schullesebuch suchen will, höre ich ein Rascheln. — Was könnte das wohl sein? — Ob das ein Mäuschen ist, oder ein anderes Tier, oder vielleicht gar ein Indianer, der angeschlichen kommt? — Etwas stimmt da

nicht! — Daß die Hunde gar nichts merken! — Der Viktor hört doch sonst immer alles! — Und nun tut er gar nicht dergleichen, als wenn überhaupt nichts wäre! — Oh, du dummer Hund! — Hörst du denn nichts? — Er schläft ganz ruhig! Vielleicht träumt er von einer Waldmaus. — Und ich sitze hier oben und weiß nicht, was ich tun soll. — Läute ich die Glocke, dann kommt meine Mutter in Schrecken. Hinterher ist dann vielleicht gar nichts gewesen, und ich selber habe nur geträumt. So, wie der Viktor und der Samba dort jetzt träumen. Aber schließlich bin ich doch hier zum Aufpassen, und die Mutter verläßt sich auf mich! — Besser, ich sehe einmal gründlich nach!

Leise steige ich vom Baume, nehme meinen Bambusstock und rufe flüsternd den Viktor: „Such! Viktor, such!" — Wir gehen über den Hof und um den Schuppen herum. Nichts zu sehen! — Ob ich mich doch verhört habe? — Plötzlich schreien die Gänse laut und aufgeregt, und auch die Hühner beginnen zu gackern. Mit aufgerichteten Ohren kommt der Samba herbeigesprungen. Der Viktor schnüffelt mit der Nase in der Luft herum und springt dann auf unser Schlafhaus zu. Samba und ich folgen ihm schnell.

Da kriecht doch wirklich eine Schlange, eine große, lange, ja, und eine häßliche Schlange. Sicherlich sucht sie eine Öffnung, durch die sie in das Haus gelangen kann. Es wäre nicht die erste Schlange, die sich in unsere Betten verkriechen will. — Doch diesmal waren wir vorsichtig und haben die Türe verschlossen. — Der Viktor will sich gleich auf die Schlange stürzen. Er hätte sie bestimmt auch getötet; aber wenn es eine Giftschlange ist und ihn nur einmal mit ihren krummen Giftzähnen berührt, dann muß er selbst auch sterben, und unseren guten Viktor wollen wir doch nicht verlieren, nein, nein! — „Komm zurück, Viktor, hierher, an die Kette!" — Nur schwer kann ich ihn zurückziehen und anketten.

Was mache ich nur mit der Schlange? — Aus ihren grünen Augen schielt sie beweglich vor sich hin und kriecht schnell weiter, immer am Haus entlang. Ein Vogel auf dem Eukalyptusbaume zirpt aufgeregt, und alle Hühner und Enten und die Hunde machen einen Lärm ohne Ende. Ob ich schnell zum Baume laufe, die Glocke läute und meine Mutter herbeirufe? — Ja, aber dann kann die Schlange schon fort sein, bis ich zurückkomme. Und sie darf nicht entkommen! — Sie könnte sich in der Nähe verstecken und dann heimtückisch jemanden von uns beißen. Nein, nein, nein, so weit darf es nicht kommen!

Das Schnattern und Gackern und Bellen hatte die Schlange unruhig gemacht. Plötzlich kroch sie nicht mehr weiter, sondern ringelte sich zusammen und hob ihren platten Kopf mit der zischelnden Zunge hoch, als wenn sie sofort auf einen angreifenden Feind zuschnellen wollte. Jetzt sah ich noch besser ihren glänzenden, geschmeidigen Körper und die Streifen und Flecken, die sie auf ihrem Rücken besaß. Schön bist du! — Nein, du bist häßlich, o wie häßlich! — Diese Schlitzaugen! — Seht nur diese giftigen Augen — Was soll ich nur tun? — Was soll ich nur tun? — Ich darf nicht mehr lange zögern, sonst verkriecht sie sich.

Da kann sich der Samba nicht mehr halten, und ehe ich ihn daran hindern kann, springt er auf unsere böse Feindin zu und will sie packen. Doch sie ist schneller als er. Geschickt weicht sie ihm aus, ringelt ihren ganzen langen Körper pfeilschnell in die Höhe und fährt dem Samba an den Kopf. Er springt heulend zurück, und da fasse ich ihn mit einer langen Leine, ziehe ihn schnell fort und binde ihn an seiner Hütte fest. Er sträubt sich mit aller Kraft, und wütend fährt er fort zu bellen und zu kläffen, daß ihm der Schaum Nase und Gesicht bedeckt. — „Nein, Samba, du darfst nicht!" Vielleicht bist du jetzt schon vergiftet.

Ich habe noch nie eine Schlange getötet. Wie macht man das gleich wieder? — Mein Vater hat es mir schon oft gezeigt. — Jetzt weiß ich es wieder: Einen schnellen Schlag auf ihr Rückgrat, nicht weit hinter dem Kopf, dann wieder zur Seite springen und sehen, was sie tut, nicht zu nahe kommen! — Heftig lasse ich meinen langen Bambusstab niedersausen, — du Feindin, du! — dann gleich einen Schritt zurück.

Sie zischt noch wild, fährt auf den Bambusstab zu, aber ich sehe, daß sie schwer getroffen ist. Sie versucht, weiterzukriechen und will unter den Holzhaufen fliehen. O nein, dich lassen wir nicht mehr, du böses Tier! — Schnell, schnell noch einen Schlag! — Sie zischt und ringelt sich von

neuem zusammen, als ob sie mit allerletzter Kraft noch wütend auf mich springen wollte, aber noch ein fester Schlag, und sie bricht zusammen. Du sollst dich nie wieder erholen! — Mit dem Buschmesser haue ich ihr den Kopf vom Rumpf, der noch immer zuckt.

Und nun lasse ich die Hunde wieder los. Sie zittern am ganzen Körper, so aufgeregt sind sie. Der Viktor beschnuppert die Schlange und springt dann an mir hoch, als wolle er sagen: Das hast du gut gemacht! — Dann läuft er fort auf das Feld zur Mutter. „Hol' sie nur!" rufe ich ihm nach, „sie wird sich freuen, daß ich unsere böse Feindin besiegt habe! Vor der brauchen wir keine Angst mehr zu haben."

Atemlos kam meine Mutter herbei. Sie hatte dem Hunde angemerkt, daß etwas geschehen war. „Was ist, Franz?" fragte sie schnell. Doch da sah sie schon die tote Schlange. — „Hast du sie erschlagen?" — „Ja!" antwortete ich. — „Wie gut!" sagte sie, „es ist eine Giftschlange, siehst du ihre Klapper dort?"

Da fiel mir plötzlich der Samba ein: „Aber sie hat unseren Samba gebissen!" — „Um Himmels willen!" rief meine Mutter entsetzt, „dann wird er sterben!" — Mir kamen die Tränen in die Augen. Der gute Samba! Unser bester Freund! — „Wir wollen ihm schnell ein Mittel geben!" — „Das wird nichts mehr helfen," sagte meine Mutter traurig, „mach ihm ein weiches Lager, und gib ihm noch etwas Milch!"

Unter einer brasilianischen Eiche haben wir unseren Samba noch am gleichen Tage begraben. Der Tommi hat ihm ein Kreuz geschnitzt, darauf steht geschrieben:

„Hier ruht ein braver Hund!
Er hat uns treu verteidigt!
Wir werden ihn nie vergessen!"

† Samba †

Der große Schatz und die arme Seele

Der brasilianischen Ueberlieferung nacherzählt von Dr. F. A. Bayerlein

Geld in der Erde zu verbergen ist eine große Sünde; denn vergrabenes Geld nützt doch niemandem; und es gibt doch so viele, arme Leute auf der Welt, die nichts zu essen haben.

In früheren Jahren, freilich, da war es schon etwas anderes: Man konnte das Haus nicht so gut verschließen wie heute; und wenn ein Mann eine lange Reise zu machen hatte und niemandem sein Geld anvertrauen konnte, dann mußte er es wohl oder übel vergraben.

Darum gibt es an vielen Stellen im Boden Töpfe voller Gold- und Silbermünzen; meist befinden sie sich unter einem Baume oder in der Nähe einer Säule; auch an ganz entlegenen Stellen kommen sie vor.

Das Unangenehme beim Geldvergraben liegt nur darin, daß der Besitzer sterben kann, ohne seinen Erben das Geheimnis des versteckten Schatzes vorher zu enthüllen. Und solange nicht irgendjemand den Schatz entdeckt, kann die arme Seele des Verstorbenen keine Ruhe finden; sie muß in der Nähe des verborgenen Geldes umherirren, bis sie auf jemanden stößt, der ihr hilft, ihre Sünde wieder loszuwerden.

Als es noch keine modernen Straßen durchs Gebirge gab und man noch mühselig mit Tragtieren auf schmalen Wegen langsam daherziehen mußte, schlief einmal ein gebildeter und wohlhabender Mann auf einer solchen Reise in einem „Rancho", dessen Dach mit Stroh bedeckt war und der nach allen Seiten hin dem Winde offen stand. Im Schlafe hörte er nachts eine Stimme, die ihm verriet, er schlafe über einem bedeutenden Schatze von goldenen und silbernen Münzen. Er aber hielt alles nur für einen einfältigen Traum und die Stimme für den Wind, der scharf durch den Rancho strich. Am Morgen zog er ohne Umstände weiter.

Nach vielen Jahren erfuhr er, daß ein ganz armer Mann, der nach ihm an der gleichen Stelle übernachtet hatte, plötzlich sehr reich geworden war. — Er war zu klug, und deshalb blieb das Geld für einen anderen bestimmt. Und eine arme Seele hat endlich doch noch Ruhe gefunden!